

[22]

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

„Und was hat er Ihnen erzählt?“ fragte Eugenie, deren Zähne klappernd aneinanderschlügen.

„Was wir leider alle vernutheten. Der arme Professor ist rüchlings überfallen, zu Boden geschlagen und in die Elbe geworfen worden.“

„Haben Sie den Burschen nicht sogleich zur Polizei geführt?“ erkundigte sich Max.

„Das würde der sicherste Weg gewesen sein, gar nichts aus ihm herauszubringen, ich habe ihm zugeredet und ihm gesagt, er brauche nur einer schönen, jungen Dame zu erzählen, was er gesehen habe, weiter wäre nichts nöthig, dazu hat er sich denn auch bereit erklärt.“

„Was hat er gesehen?“

Der Baron öffnete den Mund und stammelte einige unzusammenhängende Worte, schwieg aber dann, bedeckte das Gesicht und rief wie von unaussprechlichem Schmerz und Grauen erfaßt: „Erlassen Sie mir das, ich kann ihnen dieses Weh nicht bereiten, Eugenie, es ist mir, als ob ich Ihnen das Messer ins Herz stoßen sollte.“

„Sie sollen es auch nicht, mein Freund,“ antwortete Eugenie, ihm die Hand drückend, „ich weiß für heute mehr als genug. Bringen Sie mir den Knaben?“

„Ich werde morgen früh mit ihm zu Ihnen nach Koschwitz kommen.“

„Und dürfte ich die Erzählung auch mit anhören?“ fragte Max.

Der Baron seufzte und besann sich einen Augenblick, dann antwortete er: „Gewiß, das Bürschchen wird ja auch nachher den Behörden Rede stehen müssen, nur dürfte es gut sein, Sie hielten sich ein wenig abseits.“

„Könnte der Bube nicht an dem Verbrechen theilhaftig sein?“

„Sehen Sie ihn und Sie werden anderer Meinung sein,“ antwortete der Baron, sah nach der Uhr und stand hastig auf.

„Mein Gott,“ rief er, sich vor die Stirn schlagend, „ich habe ganz vergessen, daß ich mir für diese Stunde ein paar dienende Geister in meine Wohnung bestellt habe, ich muß eilen, sonst kommen die armen Teufel an eine verschlossene Thür.“

„Ihr Gronat ist doch da,“ sagte Max, als artiger Wirth den ausbrechenden Gast zurückhaltend.

„Das eben ist nicht der Fall,“ erwiderte der Baron.

„Gronat ist nicht mehr bei mir, ich habe ihn entlassen und suche Ersatz für ihn!“

„Sie haben Gronat entlassen!“ wiederholte Max verwundert, während Wartha und selbst die tief in ihrem Schmerz versunkene Eugenie hoch aufhorchten. „Ich hielt Sie für unzertrennlich.“

„Ich auch,“ sagte der Baron traurig, „er ist zwölf Jahre bei mir gewesen, ich hatte ihn schon mit in Italien, Sie werden ihn aber nicht gesehen haben; ich hatte mich vollständig an ihn gewöhnt und sah seiner vielen guten Eigenschaften halber über einen Fehler hinweg — er trinkt gern.“

„D, davon haben wir doch gar nichts wahrgenommen, als er bei uns in Koschwitz war,“ meinte Max.

„Das glaube ich wohl, er gehört zu den Trinkern, welche periodenweis keine Spirituosen anrühren und sich periodenweis in einem fortwährenden Rausch befinden; der letztere Zustand ist aber in jüngster Zeit so vorherrschend geworden, daß ich ihn nicht mehr um mich behalten konnte. Ich gebe ihm das Gnadenbrot, fürchte aber, er wird es nicht mehr lange genießen, sondern dem Delirium tremens verfallen. — Doch verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen häuslichen Angelegenheiten unterhalte,“ unterbrach er sich, „ich bekenne offen, die Sache geht mir sehr, sehr nahe.“ Er küßte Malwine die Hand, bat, daß sie ihm gestatte, ihr Haus öfter zu besuchen, drückte Eugenie die Hand und versprach ihr nochmals, am

nächsten Morgen den Zeugen der verhängnißvollen That zu ihr zu bringen, dann entfernte er sich, von Max bis zur Treppe begleitet.

„Der Trunkenbold war ein Hauptzeuge gegen Kurt,“ dachte Wartha, während ihre Hände sich krampfhaft ballten. Wenige Minuten darauf fuhr der Wagen vor, der sie und Eugenie nach Koschwitz zurückbrachte.

Max und Malwine waren allein. Arm in Arm durchwanderten die Neuvermählten ihre Wohnung und Malwine nahm nun jetzt erst so recht Besitz von der schönen Häuslichkeit. Ein Gefühl unennbaren Glückes durchströmte sie, als sie im buchstäblichen Sinne des Wortes an den eigenen Herd trat; sie warf sich an die Brust ihres Gatten und dankte ihm aus vollem Herzen, daß er ihr, die seit ihrer Kindheit, wo sie auch gewohnt hatte, ein Fremdling gewesen, nun eine feste, unversiedete Heimstätte gegeben hatte. Er drückte sie innig in seine Arme und flüsterte: „Ich danke dir, Malwine, du giebst mir eine weit festere Heimstätte, als ich dir zu bieten vermog, o mein süßes Weib, du weißt nicht, was du mir geworden bist, du bist der Halt, an den mein schwankendes, unruhiges Wesen sich anrankt. An deiner Seite werde ich Ruhe finden, zu schaffen und zu wirken, um auch der Welt zu nützen.“ Er entwickelte ihr allerlei Pläne zu wissenschaftlichen und besonders literarhistorischen Arbeiten, mit denen sein beweglicher Geist sich trug und an die er nun zu gehen dachte. Sie hörte ihm aufmerksam zu, ging verständnißvoll darauf ein, sagte dann aber: „So sehr ich mit dir einverstanden bin und mich darauf freue, neben dir zu sein und Antheil an deinem Streben zu nehmen, glaube ich doch, daß deine nächste Aufgabe auf einem andern Gebiete sich befindet, lieber Max.“

Er sah sie betroffen und erwartungsvoll an.

„Es liegen zwei düstere Geheimnisse auf unserm Lebenspfade, sie müssen aufgeklärt werden.“

„Wie? wie?“ seufzte Max.

„Das weiß ich noch nicht, aber nehmen wir es uns nur recht ernstlich vor, das Wollen ist schon das Vollbringen,“ entgegnete die entschlossene junge Frau mit blühenden Augen. „Unser Glück wird mir als etwas uns nicht Zukommenes erscheinen, so lange Eugenie und Wartha an dem ihrigen darben.“

„Ich fürchte, es ist ihnen unwiederbringlich verloren,“ seufzte Max, „besonders Wartha, Eugenie besitzt bei aller Gelassenheit des Wesens oder vielleicht wegen derselben eine weit größere Fähigkeit, Schicksalschläge schneller zu verwinden.“

„Und gerade Wartha verdient das beste Loos, sie ist ein herrliches, seltenes Wesen!“ rief Malwine voll schöner Begeisterung.

„Das ist sie,“ stimmte Max zu, fühlte aber dabei eine gewisse Beschämung; er hatte sich bis jetzt wenig Mühe gegeben, Warthas Charaktereigenschaften zu ergründen und ihr unentwegtes Festhalten an Kurt Trog und Eigensinn genannt. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte er: „Was sagst du dein beobachtende kleine Frau denn zu dem Baron Selbdenberg?“

Malwinens rosigte Wangen wurden um einen Schein bleicher, sie blickte zu Boden, die Lippen preßten sich fester aufeinander und erst nach ein paar Sekunden erwiderte sie: „Soll ich dir wirklich heute schon mein Urtheil über ihn sagen?“

„Se nun, es soll ja kein vor Gericht geltendes Urtheil sein,“ lächelte Max, „nur der erste flüchtige Eindruck.“

„Der ist so, daß ich Anstand nehme, ihn auszusprechen,“ antwortete Malwine, und verank wieder in ein kurzes, nachdenkliches Schweigen, dann richtete sie sich auf, trat ihrem Gatten einen Schritt näher und sagte, indem sie seine Hand ergriß: „Sei es darnn, weshalb sollte ich dir ein Geheimniß aus irgend einer Regung meines Herzens machen? Max, ich fürchte mich vor dem Baron!“

Der junge Mann lachte kurz auf, aber es kam ihm nicht so recht von Herzen. „Du fürchtest ihn und er bringt dir ein Geschenk, dessen eine Fürstin sich nicht zu schämen hätte,“ scherzte er.

„Eben deswegen; sein Einbringen hier, die ganze Art und Weise, wie er sich zu betrug, zu Eugenie stellt, mich er immer wieder die Freundschaft bedroht, die ihn mit euch verbindet, mißfällt mir, ich kann mir nicht helfen, er kommt mir wie ein gefährlicher Abenteurer vor.“

„Malwine!“ rief Marz aus höchster Erschrockenheit.

Sie nahm den Ausruf für einen Verweis und fuhr sich vertheidigend fort: „Ich weiß, was du sagen willst. Marz, der Baron sei in Haltung, Sprache und Manieren der vollendete Cavalier, ich bestreite dir das nicht, aber weißt du, er ist zu vollendet, er kommt mir vor wie jemand, der eine fremde Sprache erlernt und sich vollständig zu eigen gemacht hat, er spricht sie korrekter wie diejenigen, denen sie Muttersprache ist.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Marz im höchsten Grade gespannt.

„Selbenberg macht mir den Eindruck, als spiele er eine Rolle, als sei er gar nicht der, für den er sich ausgibt.“

Marz fuhr heftig zusammen. Malwines Urtheil stimmte genau mit den Zweifeln überein, die sich in seinem Bufen mit erneuter Gewalt regten und für die er in seinen Erinnerungen noch ganz andere Anhaltspunkte hatte als seine Frau, welche doch nur die äußere Erscheinung des Barons ins Auge gefaßt hatte. Er wollte ihr diese Erinnerungen mittheilen, besann sich aber schnell eines anderen. Er nahm sich vor, jetzt den Baron ganz genau zu beobachten und versprach sich dabei große Förderung von dem feinen sicheren Blick seiner Frau, den durfte ihr jedoch kein Vorurtheil trüben. Er begnügte sich daher mit dem Zugeständniß: „Ich kann nicht leugnen, daß mir der Baron auch nicht gerade sympathisch ist.“

„Nicht sympathisch,“ wiederholte Malwine eifrig. „Kehler Mann, das ist nicht das rechte Wort, er ist mir brängstigend, verdächtig und je mehr ich der Sache nachsinne, desto mehr Anhaltspunkte gewinne ich dafür. Warum wirbt der adeliche Herr, der Eingang in die vornehmsten Kreise finden kann, so sehr um unsere Freundschaft? Wie kommt es, daß ein Mann in seiner Lebensstellung, nachdem er von Martha so entschieden abgewiesen ist, sich nicht vornehm zurückgezogen hatte, sondern als wäre gar nichts vorgefallen nach wie vor freundschaftlich im Hause verkehrt? Er wird für alle diese Dinge eine entschuldige Erklärung gefunden haben,“ fuhr sie, Marz, der sie unterbrechen wollte, mit einer leichten Handbewegung Schweigen gebietend, fort, „für mich bleibt aber die eine Frage bestehen: was will er?“

„Malwine, du bist eine zweite Portia,“ sagte Marz, seine tiefe Bewegung unter einem Scherze verbergend und küßte den schönen Mund, dem so viel Weisheit entströmte.

„Was will er?“ wiederholte sie, „und die Antwort lautet: nichts Gutes. Was es ist, das vermag ich noch nicht zu übersehen, aber halten mir die Augen offen, hüte dich, hüte die lieben Mädchen in Verdacht vor ihm. Versprich mir das, Marz, es ist die erste Bitte, die ich in unserem Heim an dich richtete.“

„Ich wünschte, es wäre eine, deren Erfüllung mir schwerer würde,“ erwiderte er, „du bestärkst mich nur in bereits gefaßten Vorurtheilen.“

11.

„Du weißt jetzt genau, wie du dich zu verhalten hast, ich

kann mich auf dich verlassen?“ fragte der Baron Selbenberg schnell und leise einen Lutschen von etwa fünfzehn Jahren in abgetragenem, vielfach gestickter Kleidung, mit dem er den von der Elbe nach dem Seidelischen Landhause führenden Weg heranzog.

„Ganz genau,“ versicherte der Knabe und richtete seine blauen Augen mit einem eigenthümlichen Gemisch von Treuhertzigkeit und Verschlagenheit auf den Baron, „ich erzähle alles wie es sich zugetragen hat.“ Der Baron nickte befriedigt vor sich hin.

„Auch wenn andere dich fragen —“

„Ich kann doch nur immer dasselbe erzählen,“ fiel der Bursche ein, „weiter weiß ich ja nichts.“

Selbenberg legte die Hand auf den Klingelgriff, schellte und die Pforte zum Seidelischen Landhause ward ihm aufgethan. Die Stunde, welche er am gestrigen Tage für sein Erscheinen festgesetzt, hatte noch nicht geschlagen, dennoch waren Marz und Malwine bereits aus Dresden angekommen; die junge Frau hatte ihrem Manne keine Ruhe gelassen, sie mußten die ersten auf dem Platze sein. Jetzt stand sie, verborgen hinter hochstämmigen Topfgewächsen, an einem der Fenster des Vorderhauses und musterte den Begleiter des Barons, während beide den Hof entlang schritten und sich dem Hause näherten.

Der Bursche gefällte mir, er hat ein offenes Gesicht und schaut sich ganz ungezwungen nach allen Seiten um,“ raunte sie der hinter ihr stehenden Martha zu. Beide verschwanden, auch Marz ließ sich, der getroffenen Verabredung gemäß, nicht sehen, sondern hielt sich in einem Nebenzimmer verborgen, wo er alles hören, aber freilich den Knaben nicht sehen konnte. Malwine und Martha gesellten sich zu ihm und nahmen geräuschlos Platz. Eugenie empfing den Baron allein, winkte dem schlüchtern an der Thür stehenden Burschen näher zu sich heran und sagte mit leisem, gütigen Ton: „Komm, kleiner, fürchte dich nicht, der Herr Baron hat mir gesagt, du habest mir etwas zu erzählen.“

Der Bursche that ein paar Schritte vorwärts, machte einen linksen Krackfuß, drehte die Mühe in der Hand herum, blieb wieder stehen und fragte ängstlich: „Sie thuen mir doch aber nichts zu leide?“

Eugenie, welche nicht anders meinte, als die Erkundigung beziehe sich auf die Polizei, suchte ihn zu beschwichtigen und zutraulich zu machen, indem sie sagte: „Dir thut dir niemand etwas, mein Kind, dieses Haus gehört mir, du kannst nachher in den Garten gehen und Obst nach Herzenslust essen, der Gärtner darf dir's nicht wehren, ich werde es ihm sagen. Nun aber komm näher und sprich. Was hast du gesehen?“

Der Bursche warf blitzschnell einen Blick auf den Baron, der ihm verstohlen zuwinkte, ein eigenthümlich furchtbarer Ausdruck zeigte sich in seinen Augen und er näherte sich Eugenie, als sei sie irgend ein gezähmtes Thier, dem er doch nicht traue.

„Sprich, mein Sohn, sprich,“ ermunterte ihn der Baron, der sich neben Eugenie niederließ und ihre Hand in die seinige nahm. „Verzeihen Sie, Thiererei, daß ich Ihnen diesen Schmerz bereiten muß,“ flüsterte er, „Nahre meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich Ihnen denselben ersparen könnte.“

Eugenie dankte ihm durch einen leisen Händedruck und bat: „Lassen Sie den Burschen endlich zur Sache kommen, ich ertrage Sie den nicht länger.“

(Fortf. folgt.)

„Friedel.“

Eine Weihnachtserzählung.

Frei nach dem Englischen von

Elise Reichmann.

Laut tönet aus der Engel'schaar
Die Kunde nieder, wunderbar:
Geboren ist der Heiland heint,
Des frene sich die Christenheit;
Und Friedel, Friedel, Frieden
Wohn' immerdar hinieden!

Zubehnd erklang aus dreißig jungen Kehlen die Freudenbotschaft von der Ankunft des Herrn! Eine Schaar Knaben in kurzen, schwarzen Mänteln und runden Hüten hatte sich wie alljährlich am Weihnachtstage auf dem Gutshofe der Falkenburg

versammelt; und die schrillen Stimmen der kleinen Sängerknaben drangen hinauf zu einem Zimmer im ersten Stock, hinter dessen dichter hangender Fenstern ein junges, hoffnungsvolles Leben mit dem Tode rang.

Hoch und still, das schöne Haupt matt in die Kissen zurückgelehnt, lag Sabella Mendorff auf ihrem Lager; an ihrer Seite lagete ihr Gatte, ihre Hand in der seinen, die Augen angstvoll auf das Gesicht der Kranken gerichtet.

Es war die gewohnte Tragödie des Lebens, die sich hier abspielte; dranken in der Welt froher Feststempel und Lichterglanz, hier in den die Schatten des Todes, die sich auf eine junge



Seele herabsinken, um sie den Weg zu führen, den wir alle einst gehen müssen, der eine früher, der andere später — und fast immer allein! Jung, schön, reich, im Besitze alles dessen, was das Leben begehrenswerth und angenehm macht, war dennoch die Herrin des Schlosses heut' ärmer als die einfache Frau im Dorfe, denn sie sollte alles verlassen, was ihr auf Erden theuer gewesen, den geliebten Mann und ihr erst sieben Tage altes Kind — bis es Gott gefiele, sie einst wieder mit ihnen zu vereinen.

Als das Lied von unten heraufkante, schreckte die Kranke aus leichtem Schlummer auf, und unwillig wandte sich der Gutsherr zu der im Zimmer beschäftigten Wärterin:

„Schiden Sie die Knaben fort. Ihr Gesang ist unerträglich in dieser Stunde!“

„O laß sie bleiben, Arthur!“ bat eine leise Stimme vom Bette her. „Es ist östlich der letzte Gesang, den ich auf Erden höre — der letzte!“

„Sprich nicht so, mein Lieblich,“ erwiderte der Mann fast stöhnend. „Du wirst wieder gesund werden, Sie, — wenn du nur willst.“

Aber die junge Frau schüttelte traurig den Kopf und hielt ihre abgekehrte Hand gegen das Licht. „Du täuschst mich nicht, Arthur,“ sprach sie mühsam — in kurzen Sätzen. „Ich werde euch bald allein lassen, — dich und mein liebes, armes Kind. Es wird mir schwer — doppelt schwer heut' am Christabend! Nur aus einem Grunde bin ich froh, daß ich jetzt schon von dir gehe, — ich werde niemals alt und häßlich werden, du wirst mich immer sehen, wie ich jetzt bin. Horch —“

„Friedel! Friedel! —“ scholl noch einmal der Refrain des Liebes heraus.

„Ach ja, Friedel!“ wiederholte die Kranke träumerisch. „Weißt du, Arthur, daß ich immer eine Vorliebe für dieses Wort und seine Bedeutung gehabt habe? und daß ich wünschte, mein Knabe möchte so heißen?“

„Nenne ihn wie du willst, mein Lieb.“

„Dann soll er „Friede“ heißen zur Erinnerung an diesen Abend. Armer kleiner Knabe — er wird niemals seine Mutter kennen! Doch sein Name soll ihn an sie erinnern, — selbst im Himmel wird mich der Gedanke glücklich machen. Und — vielleicht — rüßt unser treuer Heiland Mittel mit mir und läßt mich in jeder Christnacht kommen und dir und dem Knaben nahe sein.“

„Gewiß — gewiß!“ stöhnte Arthur Mendorff. „O Sie, mein liebes Weib, es ist hart für uns!“ Und der starke Mann borg sein Haupt auf dem Rande des Bettes in unterdrücktem, lautlosem Schluchzen. Rührtlich strich die Hand der Kranken über sein Haar, bis er ruhiger geworden; dann sprach sie mit schwacher Stimme:

„Küße mich, Arthur, — mir ist, als könnte ich schlafen. Vielleicht erwache ich morgen ganz wohl. — Gute Nacht, Lieber, — du hast mich sehr glücklich gemacht!“

Es war still im Zimmer geworden, — Schweigen herrschte für lange Zeit, nur unterbrochen durch das Ticken der Uhr.

Als es Mitternacht schlug, die Stunde, in der nach altem Glauben Sanft Peter zu Ehren der Geburt des Heilands die Pforten des Paradieses geöffnet hält, um allen Seelen, ohne Unterschied und Frage, Einlaß zu gewähren, war auch Isabella Mendorff mit einem seligen Lächeln auf ihrem blassen Gesicht in das Jenseits hinübergeschlummert, um dort zu einem bessern Leben zu erwachen.

So wuchs der kleine Friede oder „Friedel,“ wie ihn alle nannten, ohne die Sorgfalt einer Mutter heran, ein seltsames, frühreifes Kind, sehr zurückhaltend und leicht verletzt, Eigenschaften, die noch durch ein körperliches Gebrechen genährt wurden — einen zu kurzen Fuß, infolgedessen seinen Gang ein leichtes Hünclein entstellte.

„Welch ein wenig anmuthiges Kind,“ war eine Bemerkung, die man häufig von den Freunden seines Vaters hörte. „Barm, und dabei der Erbe dieser großen Besitzung! Es ist wirklich eine Prägung für den armen Mendorff!“

Und Arthur Mendorff, der in dem Hause stand, einer der schönsten Männer jener Gegend zu sein, beantwortete diese Aeußerungen mit einem trüben Lächeln.

Er war niemals unfreundlich gegen seinen Sohn, — er kümmerte sich einfach nicht um ihn und hielt sich seit dem frühen Tode seines Weibes meist fern von Hause auf. Es war eine natürliche Folge dieser Vernachlässigung, daß der Knabe, immer einsam oder der Gesellschaft der Diensthofen überlassen, und wenig genug, um alle Bemerkungen, die über ihn gemacht wurden, zu verstehen, ichen und verächtlich wurde und die Gefühle der Liebe und des Hasses, deren er fähig war, in sich verbar. —

Friedel mochte ungefähr acht Jahre alt sein, und wieder einmal war die Weihnachtszeit herangerückt, als sich eine ungewöhnliche Bewegung im Schlosse bemerkbar machte. Das Haus wurde vom Boden bis zum Keller gelüftet und gereinigt, die Diener rannten eilig Trepp auf, Trepp ab oder standen eifrig stützend in Gruppen beisammen. Es fiel dem Knaben in seiner ruhig beobachtenden Weise auf, daß sie ihr Gespräch jedesmal schnell abbrachen, sobald

er in ihre Nähe kam, und besorgt fragte er endlich die Amme, die nach dem Tode der Mutter seine Pflege übernommen: „Kommt der Vater zum Fest nachhause, Johanna?“

Diese tauschte einen bedeutungsvollen Blick mit Maria, dem Stubenmädchen, aus und erwiderte:

„Das ist wohl möglich, junger Herr. Es steht uns überhaupt mancher Wechsel zu Weihnachten bevor.“

Auf seine Bitte, ihm zu sagen, was sie damit meine, antwortete sie ausweichend, daß kleine Knaben nicht so viel fragen müßten, und es war nichts weiter aus ihr herauszubringen. Nur als Friedel am Abend im Bett lag und die Frauen ihn fest eingeschlossen glaubten, hörte er Maria sagen: „Eigentlich kann man doch kaum so betrübt um den armen Friedel sein, als wenn er ein schöner Knabe mit goldenen Locken und blauen Augen wäre.“

Worauf die Amme in ihrer sentenziösen Weise entgegnete: „Wie ich schon sagte, Maria, wir werden große Veränderungen erleben, ehe das alte Jahr zu Ende geht, und die Zukunft muß lehren, ob es zum Heil oder zum Uebel ausschlägt. Ich dünkte, wir könnten nun, da das Kind schläft, ein wenig zu Abend essen.“

Und die beiden gingen hinunter und ließen „das Kind“ mit weit offenen Augen und einer Welt von Gedanken in seinem kleinen Kopfe zurück.

„Veränderung — Wechsel?“ was könnten die Worte bedeuten? Welcher andere Wechsel war jemals in seinem kurzen Leben eingetreten, als der vom Frühling zum Sommer, vom Herbst zum Winter? Und doch kam ihm das Wort so bekannt vor.

Ah, jetzt wußte er, wo er es gehört! Es kam in einem Liebes vor, das er letzten Sonntag in der Kirche gesehen! Noch sah er alles deutlich vor Augen: die matten Sonnenstrahlen, die auf den alten Gardinen des Kirchstuhls flimmerten, den weißhaarigen Prediger vor dem Altar und sich selbst, eine kleine Gestalt in schwarzem Sammetanzuge, die mit Inbrunst jenen Vers sang. Wie waren doch die Worte? Er erinnerte sich nun —

„Wechsel und Versall, wohin auch schaue ich;“

„O du, der nimmer wechselt, schütze mich!“

„Wer wechselt nimmer?“ fragte sich Friedel. „Das muß wohl die Mutter sein!“ Und das Kind betrachtete zärtlich eine Photographie, die über seinem Bette hing, — das Bild seiner Mutter, als sie achtzehn Jahre zählte — ein Mädchen im weißen Kleide, mit einem so lieblichen, vertrauensverwendenden Gesicht, daß es unwillkürlich lächelte als er es anblickte.

„Geliebte Mutter, gute Nacht,“ flüsterte Friedel, indem er das süße Gesicht küßte, das niemals in seinem Andenken der Liebe wechselte. Und als er sich beruhigt in die Kissen zurücklegte, murmelte er noch einmal im Schlafe: „O du, die nimmer wechselt, schütze mich! Liebe Mutter, gute Nacht!“

Der Christabend kam, ein schöner, frostloser Wintertag; reches Weihnachtswetter, wie jedermann sagte, — das Bild seiner Mutter beschäftigte. Feuer ward angezündet, auch in den sonst unbenuzten Räumen, Wintergrün und Ephen wurden in Menge herbeigetragen, um die Bilder damit zu schmücken, und der Gärtner und seine Leute gingen aus und ein mit Blumen und hohen Topfgewächsen. Alles in allem eine entzückende Beschäftigung, wie Friedel dachte, der regen Antheil nahm und sich ganz glücklich fühlte, bis nach dem Thee, wo Johanna ihn unzufrieden begann und zu diesem Zwecke seinen besten Anzug hervorholte.

„Weshalb soll ich meinen Sonntagskittel anziehen? Der andere wird dem Vater auch gefallen.“

Johanna hustete und machte sich bei den Sachen zu schaffen. „Ich habe allerlei Neuigkeiten für dich, Friedel. Der Papa wird heut' abend noch jemand mitbringen.“

„Ist es ein junges Bündchen?“ fragte das Kind begierig. „Er verspricht mir, eins mitzubringen, für mich ganz allein, weißt du.“

Die Amme sah ihn so sonderbar an — fast als ob sie traurig wäre, dachte er verwundert. Konnte er irgend etwas Unrechtes gethan haben?

„Nein, Kind, nein. Es ist — es ist eine junge Dame.“

„O Johanna, liebe Johanna, es ist gewiß eine Gouvernante?“ Und Friedels dunkles kleines Gesicht wurde finster. „Ich werde sie hassen, ich weiß es; und sie wird mich auch nicht leiden mögen, — ich bin so sehr häßlich.“

„Na — was das anbetrifft, mein Junge, — schön ist, wer schön handelt,“ und „Schönheit liegt nur auf der Haut,“ pflegte meine Mutter zu sagen. Was mag nun wieder in des Kindes Kopf vorgehen?“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Friedels Augen nachdenklich auf ihr ruhten.

„Ich dachte nur, Amme,“ erwiderte er feierlich, „daß sich bei eurer Haut schon lange abgeschält haben muß.“

„Gott segne das Kind!“ rief die Amme entrüstet. „Man weiß nie, wohin seine Zunge läuft. Nein, mein Lieber, es ist keine Gouvernante, die der Papa mitbringt; aber eine neue Mama sollst du haben!“

Friedel stand bei dieser unerwarteten Nachricht einen Augenblick wie erstarrt. Dann brach der Sturm los. „Ich brauche keine neue Mama!“ rief er leidenschaftlich. „Meine eigene liebe Mutter ist ein Engel im Himmel —“

„Das war sie immer,“ fiel die Amme seufzend ein, „und der Herr wird lange suchen können, ehe er eine findet, die in ihre Schuhe paßt.“

Zu ihrem Erstaunen lief Friedel bei diesen Worten, ohne etwas zu erwidern, aus dem Zimmer. „Wohin denn? was ist denn geschehen? so warte doch, Friedel!“

„Niemand soll Mütter Schuhe tragen! Lieber will ich sie mit meinem Messer zerhacken!“ rief der Knabe bitterlich schluchzend und sich kräftig gegen die Hand wehrend, die ihn zurückhalten suchte.

„Du lieber Himmel, wer spricht denn davon? Wer wird denn die Schuhe tragen, die schon acht Jahre alt sind! Ich meinte das ja nur „biblisch“, — aber ihr Kinder seid alle so unvernünftig!“ klagte die Amme athemlos und ganz erschrocken über die Wirkung ihrer Worte. (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

B. Wie Blücher einlud — davon geben zwei von H. Blaiendorff herausgegebene Schreiben „an des Herrn landschafts Director von Bonin hochwohlgebohr zu Schönwerder“ eine prächtige Probe. Das erste lautet wörtlich: „mein theuerster Freund vereinigt mit meiner Frau bitten wir geborjamst du wollest mit deiner Frau gemahlin, Frau und Herrn v. Harlem (H. Bonin's Schwieger-sohn) u. Freiläin Tochter auch mdemoisell Schroeder, uns am mitwochen als am 26. diezes die Ehre erzeigen u. nachmittag eine taffe the, trinken dan ein kleine tanz Partie u. abens ein buterbrod quissen, ich hoffe von deine allte Freundschaft, daß du mich keine Fehl bitte thun laßt. Wed u seine Frau sind gestern hir angekommen, u verzeihen ihre bitten mit den meinigen, meine kleine Hulda muß mit kommen, sie kann sich hir den Bahn besser wie zu Schönwerder auß ziehen lassen, immer dein dich über alles wehrlichebender Blücher.“ Und ebenio das zweite: „mein theuerster Freund da du mit deine Ehegahre Familie nicht angekommen bist, so wünniche ich nuhr daß dein unwohl sein nicht die Ursache da von ist, u bitte uf daß geborjamst du wollest mit deine Frau gemahlin Frau und Herrn v. Harlem, Freiläin Albertinden u der butz göttin Louise Freiläin Hulda, u Mademoisell Schröder morgen als montag nachmittag eine taffe the bey uns trinken u den abend Passiren, die jungen Dameeb bitte ich leichte Füße mit zu bringen gestern sind Verz hier angetomen. gib mich guhte nachricht von dein befinden erfülle meine bitte, u sey versichert daß ich lebenslang bin dein treuester Freund u geborjamter Diener Blücher.“ Datirt sind diese Handschreiben von Stargard aus den 24. Dez. 1810 und 10. März. 1811.

*** Was ein Franzose und was ein Italiener werth ist.** Das kann man jetzt beinahe nach Heller und Wienig ausrechnen. Ein italienischer Statistiker hat die Arbeit gemacht, und zwar in streng wissenschaftlicher Weise. Als Grundlage nahm er den jährlichen Betrag der Abgaben, die an den Staat für Uebergang des Vermögens bei Erbschaften, Schenkungen usw. zu zahlen sind. Auf diesem Wege kommt man dazu, das Vermögen einer Nation zu schätzen, indem man annimmt, daß im Laufe eines Menschenalters, also in 36 Jahren, das ganze Vermögen einer Nation das Joch der Uebergangsabgaben passiren muß. Man darf also den Betrag des in einem Jahre den Uebergangsabgaben unterworfenen Vermögens oder noch sicherer den Durchschnitt einer größeren Anzahl von Jahren nur mit 36 multiplizieren, um die Größe des Vermögens einer Nation zu bekommen. Aus dem Wachsthum der Biffern kann man dann auch das Wachsthum des Nationalvermögens bestimmen. Der italienische Statistiker giebt nun folgende Biffern. Im Jahre 1878 wurde in Italien für 982½ Millionen die Uebergangsabgaben bezahlt, im Jahre 1889 für 1484½ Millionen. Jene Biffer ergiebt ein Volksvermögen von rund 35, diese ein solches von rund 54 Milliarden. Das Wachsthum ist in Wirklichkeit nicht so groß gewesen, als diese Biffern anzugeben scheinen, denn das Jahr 1878 war ein ausnahmeweise geringes. Nehmen wir das Jahr 1872 an, wo das italienische Volksvermögen 44 Milliarden betrug, so ist es von dort bis 1889, also in siebzehn Jahren, um 10 Milliarden, also um etwas weniger als den vierten Theil gewachsen. Das ist immerhin ein erfreulicher Fortschritt. Frankreich verzeichnete im Jahr 1872 Uebergangsabgaben für 5079 Millionen; das ergiebt für das genannte Jahr ein Volksvermögen von 182 Milliarden. Da im gleichen Jahr der Reichthum Italiens 44 Milliarden betrug, so war Frankreich nahezu viermal reicher als Italien. Im Jahr 1889 wurden in Frankreich Abgaben bezahlt für 6429 Mill.; das macht, mit 36 multipliziert, ein Vermögen von 231 Milliarden. Die Zunahme betrug also in siebzehn Jahren mehr als den vierten Theil. Die Differenz des Reichthums zwischen Italien und Frankreich betrug 1872 138, im Jahre 1889 177 Milliarden. Betrachten wir nun das Nationalvermögen in seinem Verhältnis zur Kopfzahl. Italien ist jetzt 54 Milliarden reich und zählt 30 Millionen Seelen, Frankreich ist 231 Milliarden reich und zählt 39 Millionen Seelen. Auf den Kopf ausgerechnet, trifft es auf einen Italiener 1800, auf einen Franzosen 5900 Franken. Mit anderen Worten: ein Italiener repräsentirt 1800, ein

Franzose 5900 Franken Nationalvermögen; jener ist also 1800, dieser 5900 Frank werth. Zugleich ergiebt sich daraus, daß ein Franzose, vom Standpunkt des Nationalvermögens aus betrachtet, mehr wie dreimal so viel werth ist als ein Italiener. Was zu beweisen war.

*** Eine seltsame Familie.** Das „Echo de l'Die“ erzählt, daß sich in der Nähe von Beaubais auf der Mühle Fretry eine Familie, aus Mann, Weib und Tochter bestehend, befindet, welche niemals zu einander ein Wort sprechen. Das merkwürdige Uebereinkommen, sich des Gebrauchs der Sprache gänzlich zu enthalten, entstand durch die Prophezeiung eines Dorfgauleters, welcher ihnen verhieß, daß, wenn sie sich stumm verhielten, sie dereinst einen großen Schatz finden würden. Anfangs ging alles gut, besonders beobachtete der Mann streng sein Gelübde, aber den Frauen ward es nur zu bald ein Ding der Unmöglichkeit zu schweigen. Sie suchten den Dorfspropheten von neuem auf und ihm das Schredliche ihrer Lage vorkstellend, baten sie ihn um Ermäßigungen, so daß er ihnen endlich erlaubte, außerhalb der Grenzen des Departements sprechen zu dürfen. Sie wandern jezt jeden Dienstag nach Tournay, dem nächstgelegenen Orte des benachbarten Departements und sprechen sich satt für acht Tage.

*** Gemüthlich.** Im Eisenbahnwagen vierter Klasse steht ein junger Mann neben einer reizenden jungen Bäuerin, aber zu schüchtern um sie anzusprechen, blickt er sie nur schwachend an. Plötzlich fahren sie in einen langen Tunnel ein, und nun wird der Schwächende so kühn, das Weibchen beim Schopfe zu nehmen und herzlich abzuküssen. Halb laut fragt die Ueberrasschte: „Ei Herrndies, wer küßt mich denn gar so ichene?“ Worauf die tiefe Stimme des Bauern, ihres Ehegahls, antwortete: „Sch hüms nich, liebe Frau, ich stehe hier kans kemüthlich in meiner Ede un rooche meine Feije!“

*** Doppelter Dieb.** Tänzerin (zu einer Kollegin): „Ich trage überhaupt nur Familienschmuck!“ — „Dann ist wohl der Bankier Cobenheim — Ihr Sohn?“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— In bewundernswerther Frische feierte gestern der Präsident der Berliner Akademie der Künste, Professor C. Becker, seinen 70. Geburtstag, welcher dem Jubilar zahlreiche Ehrenbewegungen brachte. Nach einem Morgenständchen und nach der von der Familie dargebrachten Beglückwünschung traf als erste Jubelgabe das reizende Angebinde Oswald Achenbachs aus Düsseldorf ein, eine italienische Landschaft in kostbarem Rahmen. Künstliche Blumenpenden, die dann in ununterbrochener Folge anlangten, verwandelten das traute Künstlerheim des Gefeierten in einen duftenden Blumengarten. Die erste offizielle Deputation, welche sich einfind, war der Ansdch der Studirenden der Hochschule. Dieselben überbrachten als Zeichen dankbarer Verehrung einen großen Lorbeerkranz mit langer weißer Widmungsinschleife. — Sodann folgten Deputationen der Akademie und des Künstlervereins. Für die Verwaltung der königlichen Museen erchied der Generaldirektor Geheimrath Schöne, aus dem Kultusministerium fand sich Geheimrath Volenz zur Beglückwünschung ein. Senat und Mitglieder der Akademie der Künste endlich wurden durch eine große Deputation unter Führung des Vicepräsidenten Ende und des Geheimraths Höllner bei der Jubelfeier vertreten. Die Akademie verehrte ihrem Präsidenten seine von Professor Moier ausgeführte Büste, deren Ueberreichung aber erst morgen bei der großen Feier im Englischen Haus erfolgen wird. Am Abend fand im Atelier des Jubilars eine theatralische Feier statt.

*** Das Kind und seine Bilege im gesunden und kranken Zustande.** Von Sanitätsrath Dr. L. Fürst. Werke, umgearbeitete und bereicherte Auflage. Mit 117 in den Text gedruckten Abbildungen. (XI und 437 Seiten.) 8. Gebietet 4 M., in Original-Leinenband 5 M. Verlag von F. J. Weber in Leipzig. Der Verfasser, weit bekannt als Autorität auf dem Gebiete der Kinderkrankheiten und der Kinderhygiene, hat in diesem umfangreichen Werke die Fülle von Erfahrungen niedergelegt, die er während seiner langjährigen Thätigkeit als Kinderarzt und Leiter der Kinder-Poliklinik an mehr als 30,000 Kindern zu sammeln Gelegenheit fand.

*** Lichtstrahlen aus Bismarcks Reden, Briefen und Gesprächen.** Berlin, Richard Cassin Nachfolger (Hammer & Rung). 1890.

*** Marlene.** Eine Dorfgeschichte von Armin Stein (H. Reichmann), Verfasser der „Deutschen Geschichte“ und „Lebensbilder.“ Preis 1 M. Barmen, Verlag von Hugo Klein.

*** Karl Emil Franzos, Judith Trachtenberg.** Erzählung. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1891.

